



LUKAS BÄRFUSS HAGARD

Roman

Wallstein

Lukas Bärfuss
Hagard

Leseprobe (S. 1-17) aus:

Lukas Bärfuss

Hagard

Roman

174 S., geb., Schutzumschlag

19,90 € (D); 20,50 € (A)

ISBN (Print) 978-3-8353-1840-3

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2953-9

ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-2954-6

Der Autor

Lukas Bärfuss, geb. 1971 in Thun/Schweiz. Dramatiker und Romancier, Essayist. Seine Stücke werden weltweit gespielt, seine Romane sind in etwa zwanzig Sprachen übersetzt. Lukas Bärfuss ist Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und lebt in Zürich.

Preise: Mülheimer Dramatikerpreis (2005); Anna-Seghers-Preis (2008); Mara-Cassens-Preis (2008); Schillerpreis der Schweizerischen Schillerstiftung (2009); Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis (Sonderpreis) (2009); Hans-Fallada-Preis der Stadt Neumünster (2010); Kulturpreis Berner Oberland (2011); Berliner Literaturpreis (2013); Solothurner Literaturpreis (2014); Thuner Kulturpreis (2014); Schweizer Buchpreis (2014); Nicolas-Born-Preis (2015)

© Wallstein Verlag, Göttingen 2017

www.wallstein-verlag.de

www.lukasbaerfuss.ch

Lukas Bärfuss
Hagard

Roman



WALLSTEIN VERLAG

Für Muriel

*Es ist für mich das Gleiche, von wo ich anfangen;
denn dahin kehre ich wieder.*

Parmenides, Fragment V

SEIT VIEL ZU LANGER Zeit versuche ich, Philips Geschichte zu verstehen. Ich will das Geheimnis lüften, das in ihr verborgen ist. Ein ums andere Mal bin ich gescheitert und konnte das Rätsel jener Bilder nicht entschlüsseln, die mich heimsuchen, Bilder der Grausamkeit und der Komik, wie in jeder Erzählung, in der das Begehren auf den Tod trifft.

Ich weiß alles, und ich begreife nichts. Ich kenne die Abfolge der Ereignisse. Ich weiß, wie die Geschichte anfängt, ich kenne den Tag und ich kenne den Ort: Es ist der Brezelstand vor dem Warenhaus beim Bellevue. Ich weiß, wann sie ihr Ende findet, nämlich sechsunddreißig Stunden später, am frühen Donnerstagmorgen des dreizehnten März auf einem Balkon irgendwo in der Vorstadt. Auch die Ereignisse, die dazwischen liegen, sind geklärt: die Sache mit dem Pelz, die erste kalte Nacht im Wagen, die fehlende Börse, die Elster, der verlorene Schuh, der tote japanische Mathematiker – all dies liegt offen zu Tage. Die Umstände aber, die Bedingungen, die jene Ereignisse ermöglicht haben, bleiben verborgen. Und je gründlicher ich die Einzelheiten kläre, umso schemenhafter wird die Welt, in der sich die Geschichte ereignete. Man könnte denken, es gehe mir wie jenem, den die

Redensart beschreibt; doch der Wald, darauf bestehe ich, ist eine reine Behauptung, ein abstraktes System, das in der Wirklichkeit nicht zu finden ist. Der Wald zerfällt in lauter Bäume, genau wie der Himmel in Planeten zerfällt, in Sterne und Meteore.

Nach meinen vergeblichen Versuchen, einen Zusammenhang in den Bildern zu finden, bin ich zum Schluss gekommen, dass es weniger diese Geschichte als solche ist, die ich nicht verstehe, und es vielmehr darum geht, meine Verstrickung zu erklären, herauszufinden, was sie mir sagen wollen, diese Erscheinungen, die mich berücken, verzaubern und einige Male an den Rand des Wahnsinns geführt haben. Meine Existenz hängt an dieser Geschichte, so rede ich mir ein, und gleichzeitig weiß ich, wie lächerlich ich bin und dass ich nichts zu fürchten habe, dass ich die Ereignisse jener Märztage ruhen lassen könnte und mir nichts geschehen würde, ich mein Leben weiterführen könnte wie bisher. Tatsächlich wäre ich gerettet, wenn ich eingestehen könnte, an Philips Geschichte gescheitert zu sein. Sie ist zu groß für mich – obwohl sie ganz einfach erscheint. Es ist, als ob ich bei jedem Versuch etwas vergessen würde, eine Einzelheit, die unerlässlich ist, als ob ich ein Zeichen verlöre, das mich auf die richtige Spur führt. Ich weiß, wie oft ich es geschworen und mich damit belogen habe wie ein Trinker, der sich mit dem letzten Glas betrügt. Ich bin

ein Spieler knapp vor dem Bankrott, der ein letztes Mal die Karten geben lässt – einen Versuch will ich noch wagen, einmal noch werde ich die Ereignisse auferstehen lassen, einmal noch, und dann soll es damit sein Bewenden haben.

Meine Begierde hat mich umgetrieben, ja. Auch ich habe meine Obsessionen, natürlich, und wie jeder behalte ich sie lieber für mich. Nicht weil ich mich schäme, manche passen bloß nicht in das Bild, das ich von mir selbst habe und das jetzt, in der Hälfte des Lebens, mit jenem meiner Mitmenschen übereinstimmt: ein Mann mit vielen Schwächen und noch mehr Prinzipien. Aber der Eros fragt nicht nach den Bildern, die wir von uns selbst haben, im Gegenteil, oft scheint es, als versuchte er, sie zu widerlegen. Jeder habe seine dunkle Seite, so sagt man, aber mittlerweile habe ich begriffen, wie wenig das bei den meisten Menschen moralisch aufzufassen ist, dass das Dunkel nicht dem Bösen und das Helle nicht dem Guten zugeordnet werden darf. Die finstere Seite ist einfach jene, der das Licht fehlt, und lange hat es gedauert, bis ich verstanden habe, dass in der Nacht die Katzen tatsächlich schwarz sind, also nicht nur schwarz scheinen, nein: Ihnen fehlt jede Farbe. Wie bin ich darauf gekommen? Ach ja: meine Obsessionen. Ich muss hier an die Bekenntnisse von Rousseau denken,

die ich vor einigen Jahren gelesen habe und die er doch, wenn ich mich richtig erinnere, damit beginnt, einen ganz und gar ehrlichen Bericht über sich selbst zu verfassen, nichts willentlich auszulassen, und worüber er nichts erzählen könne, das sei einfach dem Vergessen anheimgefallen. Und ich erinnere mich, wie wenig ich ihm diesen Vorsatz glaubte, ich hielt es für eine Stilisierung, ein, wie man sagt, Lippenbekenntnis, und ich misstraute dem Autor, bis er von seinen sexuellen Vorlieben berichtet. Ich kann mich nicht erinnern, in welchen Worten, ich weiß nur noch, wie es mich traf und dass ich von diesem Zeitpunkt an seinen Beteuerungen glaubte. Müsste ich also, um meinen Bericht glaubhaft zu machen, meine Perversionen offenbaren?

Einiges an Philips Geschichte ist mir peinlich, und es sind nicht die abseitigen, schmutzigen und kranken Momente, die man darin auch findet. Es ist die Nichtigkeit einiger Details, mit der ich mich nicht abfinden mag. Vieles erscheint fast unerheblich und ganz und gar alltäglich. So wäre es leichter für mich, wenn nicht diese pflaumenblauen Ballerinas Philips Aufmerksamkeit gefesselt hätten, gewöhnliche Schlupfschuhe, die längst nicht mehr Tänzerinnen vorbehalten sind. Für wenig Geld in jedem Kaufhaus zu finden, genäht oder geleimt, mit oder ohne Schleifen auf dem Rist, in

allen möglichen Farben, matt oder gelackt. Und dass sie in diesem Fall aus Kalbsleder waren, fein gearbeitet und ausgesucht, ändert nichts an der Tatsache: Am Anfang dieser Geschichte steht ein Paar Damenschuhe.

Der Anfang? Damit ist es so eine Sache. Niemand kann bestimmen, mit welchem Ereignis eine Geschichte beginnt. Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde, so heißt es – aber was hat er vorher getrieben? Und was immer es war: Warum gehört es nicht auch zum Anfang? Physiker, die Gott durch den Urknall ersetzen, werden einwerfen, die Frage sei absurd, da sie bereits die Zeit voraussetze, und dergleichen habe vor Gott oder dem Urknall nicht existiert. Bücher und Filme behaupten einen Beginn, doch in der Wirklichkeit gibt es seit dem ersten Anfang keine Anfänge mehr. Und vorläufig auch kein Ende, falls das ein Trost sein soll. Das Eine fließt in das Andere; doch wie das Ende der einen Geschichte mit dem Anfang der anderen zusammenhängt, bleibt dem menschlichen Geist unzugänglich. Wer das Gewebe der Wirklichkeit entwirren will, wird sich selbst verwirren. Das ist es, was ich zurückweise. Ich will das Rätsel lösen, aber ich will nicht verrückt werden.

Ich bin ein Zeuge jener Märztage, und als Zeuge werde ich von ihnen berichten, vollständig und unge-

schönt. Manches wird mich in ein schlechtes Licht rücken, aber das ist mir einerlei. Ich könnte, um glaubwürdig zu scheinen, hier etwas weglassen, dort etwas erfinden. Aber das will ich nicht. Meine Obsession, so sei es denn gestanden, meine Obsession ist die Wahrhaftigkeit. Und ob läppisch oder nicht: Es waren nun einmal pflaumenblaue Ballerinas, die Philip in Bewegung setzten. Warum er ihnen folgte? Darauf habe ich keine Antwort. Es wird ein Spiel gewesen sein, wenigstens zu Beginn, harmlos und ohne Gefahr, denn wenn Philip geahnt hätte, was in den folgenden Stunden geschehen würde, er hätte augenblicklich von der Frau abgelassen. Er hat sein Verderben nicht gesucht, nicht einmal die Gefahr, obwohl er dann, als es so weit war und er begriff, an welchem Faden seine Existenz hing, sich dieser Gefahr stellte, ohne zu zögern.

Sicher ist: An jenem Dienstag, es war der elfte März, um Viertel nach vier, wartete Philip, ein Mann Ende vierzig, schwer und in den vergangenen Jahren etwas aus der Form geraten, in einem Café am Rand der Altstadt auf einen gewissen Hahnloser. Philip kannte ihn nicht und hatte bloß gehört, er sei kürzlich mit seinem Malergeschäft pleitegegangen, weshalb er ein Grundstück, das seit Generationen im Besitz der Familie war, veräußern müsse, einen unbebauten

Flecken hoch über dem See. Philip war der Ort des Treffens nicht genehm, er hätte das Sitzungszimmer seiner Firma bevorzugt, aber da er ein schnelles Geschäft witterte, das ihm, so schätzte er, dreißigtausend einbringen konnte, und da er gegen sechs Uhr abends ohnehin bei Belinda sein musste, die nicht weit von diesem Café wohnte, hatte er zugestimmt.

Das Lokal befand sich in einem bürgerlichen Palast des neunzehnten Jahrhunderts, einem ehemaligen Grandhotel aus der Zeit der großen Stadterweiterung, als man die Artillerieschanzen geschleift und die Seeufer aufgeschüttet hatte. Gold und roter Plüsch beherrschten die Atmosphäre, eine breite Treppe führte auf die Estrade, an den Tischen saßen Mütter mit ihren Kindern, vor sich die Reste der Süßigkeiten, leere Sirupgläser und Kaffeetassen. Hahnloser ließ auf sich warten, und Philip war versucht, sich aus der Vitrine ein Stück Torte zu bestellen, aber weil bis zum vereinbarten Zeitpunkt bloß fünf Minuten blieben und er unter keinen Umständen mit vollem Mund überrascht werden wollte, begnügte er sich mit einem Kaffee, in den er zwei Tüten Zucker rührte. Doch auch zehn Minuten später, die gereicht hätten, um in Ruhe eine halbe Torte zu verdrücken, war nichts von Hahnloser zu sehen. Er reagierte weder auf den Anruf noch auf die Nachricht, die Philip ihm schrieb. Und nachdem Philip sich von Vera hatte bestätigen lassen, dass er die

richtige Nummer hatte, ging er die letzten Meldungen über die Maschine der Malaysia Airlines durch, eine Boeing 777, die am vergangenen Sonntag mit zweihundertneununddreißig Seelen an Bord irgendwo in den Roaring Forties verschwunden war, eine Tragödie, die ihn beschäftigte und beunruhigte. In Kuala Lumpur hatten die Behörden nicht die geringste Vorstellung, was mit dem Flugzeug geschehen war. Die Suche, die von Stunde zu Stunde auf weitere Gebiete ausgedehnt wurde, blieb ohne Ergebnis. Die Passagierliste enthielt neben chinesischen und malaysischen auch die Namen von zwei Österreichern, in Wirklichkeit Iraner, die mit gefälschten Pässen an Bord gelangt waren. Einige Stunden lang hielt man die beiden für Terroristen, bis sie sich als illegale Einwanderer entpuppten und auch diese Spur ins Nichts führte. Trümmer hatte man keine gefunden, und die Ölflecken in der Straße von Malakka stammten vom üblichen Schiffsverkehr.

Irgendwann entschloss sich Philip, eine Runde durch das Lokal zu drehen, doch entdeckte er niemanden, auf den Hahnlosers Beschreibung gepasst hätte. Als er zurück an seinen Tisch kam, war die Tasse abgeräumt und eine dicke Frau mit einer hellblauen Kappe saß auf seinem Platz. Einen Moment stand Philip unentschlossen da und wusste nicht, was er tun sollte, bis er schließlich seinen Aktenkoffer

griff, am Tresen bezahlte, das Rückgeld nahm und hinaus auf die Straße trat.

Eine weitere Tatsache, die mir keine Ruhe läßt, ist die Stadt, in der sich dies ereignet hat. Es ist dieselbe, in der ich seit zwanzig Jahren lebe, die mir vertraut und zur Heimat geworden ist. Wenn ich an den Orten vorbeikomme, an denen Philip seine Spur aufnahm, die Plätze sehe, wo sich sein Schicksal entschied, jene ruhigen, friedlichen Orte, dann merke ich, wie unwahrscheinlich es ist, gerade hier eine solche Geschichte zu finden. Die Einwohner sind tüchtig und neigen nicht zu Extremen. Das Leben vollzieht sich in ruhigen Bahnen. Die Kämpfe, die hier ausgefochten werden, sind kaum exemplarisch und selten tödlich. Wenn man die Lebenskurve eines typischen Bewohners aufzeichnen müsste als gezeichnete Linie zwischen Geburt und Tod, dann wäre das Ergebnis ein flacher Strich, ohne Erhebungen oder Täler, ein gemächliches, stetes Streben dem eigenen Ende zu, hier und da unterbrochen von einigen Unregelmäßigkeiten, Erzitterungen durch Krankheit oder Scheidung. Selten wird hier eine Existenz nach dem vierzigsten Lebensjahr anders zu Ende gehen als mit einem allmählichen Verglühen, was vielleicht der falsche Begriff ist, da er ein Brennen voraussetzt. In Flammen stehen Wenige. Es ist eher, als würde einem mäßig

gefüllten Ballon langsam die Luft ausgehen. Ja, auch hier gibt es Elend, wie überall, auch hier leben Menschen, die quälen, und Menschen, die leiden. Auch hier hört man gelegentlich von jenen erbarmungswürdigen Greisen, die eines Tages in ihrer Wohnung über ein Möbelstück stolpern, liegen bleiben und, zu schwach, um Hilfe zu rufen, im eigenen Schlafzimmer verdursteten, unbemerkt, bis man sie dann findet, nach Monaten, weil sich im Haus ein süßlicher Geruch breitmacht. Doch nur die Toten gehen verloren, solange man lebt, bleibt man nicht unbemerkt. Niemand kann sich verstecken, und wenn man von Menschen hört, die sich über Jahre und sogar Jahrzehnte vor dem Zugriff der Polizei versteckt haben wie jener Verbrecher, der in Süditalien auf einem Bauernhof hauste und von da sein Syndikat leitete, mit Hilfe von handgeschriebenen Notizen, winzigen Papierfetzen, auf die er in mikroskopisch kleiner Schrift seine Anweisungen und Befehle schrieb, welcher Neuling in die Organisation aufgenommen, wann ein Verräter getötet und wie ein Territorialstreit gelöst werden sollte, dann wird das bei uns, in dieser Stadt, immer auf Erstaunen und Unverständnis stoßen. Ein Mensch, der so unauffällig lebt, müsste ins Gerede kommen, das Gerede würde bald die Autoritäten erreichen, der Mensch wäre enttarnt. Man ist wachsam, aber man sollte deswegen nicht glauben, wir besäßen eine besondere Aufmerksamkeit oder so-

gar ein Interesse für die eigene Stadt oder den Mitbürger, nein, im Allgemeinen ist Gleichgültigkeit die vorherrschende Haltung, eine gepflegte, anständige Ignoranz der fremden wie der eigenen Befindlichkeit gegenüber, und schon vor hundertsechzig Jahren hat man an anderer Stelle über die Menschen hier festgestellt, dass sie allerlei wunderliche Geschichten und Legenden mit der größten Genauigkeit erzählen können, ohne zu wissen, wie es zugegangen sei, dass der Großvater die Großmutter nahm. Seither hat sich viel geändert, die Stadt ist in der Welt beliebt geworden, allerlei internationales Personal verbringt hier ein paar Jahre, in denen man genießt und abschöpft, ohne den Anspruch zu haben, sich zu verwurzeln, heimisch zu werden.

Es war unwahrscheinlich, dass jemand wie dieser Philip sich ein anderes Schicksal wählen und sich innerhalb weniger Tage, um nicht zu sagen, Stunden, von einem soliden, gesicherten Dasein an den Rand der eigenen Vernichtung bringen würde. Man könnte sich diese Vorgänge in einer Umgebung vorstellen, die von inneren Spannungen zerrissen wird, mit Menschen, die Brüche, Leidenschaften gewohnt sind in einer Gesellschaft, in der Konflikte zum Alltag gehören – aber was soll ich machen? Es war nun einmal so, eine weitere Ungereimtheit in Philips Geschichte, und damit habe ich zu leben.

Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2017
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Garamond
Umschlaggestaltung: WSV, Göttingen

ISBN (Print) 978-3-8353-1840-3

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2953-9

ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-2954-6